

ALEXANDRA GÖRNER

*Küssen
ausdrücklich
erwünscht*

Roman

THE
MONTANA
KISSES
SERIE

Leseprobe



FOREVER 

Die Autorin



Alexandra Görner ist 33 Jahre alt und lebt mit ihrem Mann und ihrem Sohn in einer kleinen Stadt in Sachsen. Sie arbeitet in einem Zuliefererbetrieb für die Automobilindustrie und schreibt nur in ihrer Freizeit. Die verbringt sie außerdem am liebsten mit ihrer Familie und natürlich mit tollen Büchern.

Das Buch

Als Kane kurz vor der Hochzeit von seiner Verlobten sitzen gelassen wird, stürzt er sich mit aller Kraft in die Arbeit auf seiner Ranch. Denn um die ist es nur unwesentlich besser bestellt als um sein gebrochenes Herz. Dabei kommt ihm die Unterstützung von Samantha nur recht. Die Schauspielerinnen ist aus L.A. nach Riverside, Montana gekommen, um sich inkognito für ihre nächste Rolle vorzubereiten. Es dauert nicht lange bis die Funken zwischen ihnen sprühen, doch Kane ahnt immer noch nicht wer Samantha wirklich ist. Sie weiß, dass sie es ihm sagen muss, aber wird er ihr ihre Lüge verzeihen?

Von Alexandra Görner sind bei Forever erschienen:

In der London-City-Reihe:

Verliebt, verlobt, vielleicht.

Süße Küsse unterm Mistelzweig

Sie dürfen die Nanny jetzt küssen
Land, Luft und Liebe
Halbzeitküsse
Verlieb dich, verlieb dich nicht
Heißkalte Winterküsse
In der Montana-Kisses-Reihe:
Verlieben ausdrücklich erlaubt
Küssen ausdrücklich erwünscht
Küssen ist die beste Verteidigung

Alexandra Görner

Küssen ausdrücklich erwünscht

Roman

 FOREVER 

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Digitalverlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Juli 2018 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®

Autorenfoto: © privat

E-Book powered by pepyrus.com

ISBN 978-3-95818-247-9

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Kapitel 1



Kane

»Bist du bereit?« Nervös zupfte ich an meinem Hemdsärmel und rückte einen meiner Manschettenknöpfe zurecht. Ich stand mit Riley, meinem Bruder, im Hinterzimmer der Kirche in Riverside und war reichlich aufgeregt.

Bereit? Keine Ahnung, war ich das? Ich spürte Rileys neugierige Blicke auf mir, versuchte allerdings, sie geflissentlich zu ignorieren.

»Freya ist die Richtige«, gab ich zurück und war mir darüber bewusst, dass ich damit Rileys Frage nicht wirklich beantwortete.

Die Antwort diente mehr zu meiner eigenen als zu seiner Beruhigung. Riley mochte Freya nicht besonders. Das wusste ich, allerdings rechnete ich es ihm wirklich hoch an, dass er es schaffte, seine wahren Gefühle ihr gegenüber zu verbergen. Meine Beziehung zu Freya war nicht immer einfach gewesen, das konnte selbst ich nicht leugnen. Doch das zählte jetzt nicht mehr. Was zählte, war dieser Tag, dieser Moment. Und dass wir in wenigen Minuten Mann und Frau sein würden. Durch das Eheversprechen für immer miteinander verbunden. Warum war ich dann bloß so schrecklich nervös?

Plötzlich ging die Tür ein Stück auf und mein anderer Bruder Tom streckte den Kopf herein.

»Wo bleibt ihr beiden denn? Die Gäste werden langsam unru-

hig und ich ehrlich gesagt auch«, meinte er augenzwinkernd und fügte dann leicht grinsend hinzu: »Du bekommst doch jetzt hoffentlich nicht kalte Füße?«

Um ehrlich zu sein waren sie eiskalt. Aber das behielt ich lieber für mich.

Tom war extra aus Boston angereist. Leider hatten wir nicht die Möglichkeit, uns so oft zu sehen, wie mir lieb gewesen wäre, und trotzdem wusste ich, dass ich mich immer auf meinen Bruder verlassen konnte, wenn ich ihn brauchte.

Ich ließ meinen Manschettenknopf los, griff nach dem Jackett, das noch über der Stuhllehne hing und zog mich schließlich fertig an. Ich warf Riley und Tom einen kurzen Blick zu. »Dann lasst uns gehen«, sagte ich. Ja, ich war bereit.

Angespannt schaute ich den Mittelgang der Kirche hinunter. Die Orgelmusik war längst verklungen und nicht nur ich wurde langsam nervös, auch unsere Gäste warfen einander mittlerweile neugierige Blicke zu. Die alten Kirchenbänke knarzten und hier und da wurde leise geflüstert. Jemand gab einen schlechten Scherz von sich, den er wohl für witzig hielt. All das versuchte ich auszublenken. Stattdessen konzentrierte ich mich voll und ganz auf die geschlossene Kirchentür und trat aufgeregt von einem Fuß auf den anderen. Wo blieb Freya nur?

»Soll ich mal nach ihr sehen?«, bot Tom flüsternd an, sich unauffällig zu mir herüberlehnend.

Ich überlegte kurz und als ich gerade im Begriff war zu nicken, schwang die Tür auf und Freya erschien in einem wunderschönen weißen Kleid.

Ihr Anblick zauberte sofort ein Lächeln auf mein Gesicht und die tonnenschwere Last der Angst, sie könnte mich sitzen lassen, hob sich von meinem Herzen und wich einem enormen Glücks-

gefühl. Freya, meine Braut. Sie war endlich da.

Langsam schritt sie auf mich zu und ich wandte meinen Blick nicht eine Sekunde von ihr ab. Sie war wunderschön und jetzt wusste ich auch nicht mehr, warum ich Idiot vorhin eigentlich Zweifel gehabt hatte. Ich konnte einfach nicht aufhören zu lächeln und ich konnte es nicht erwarten, Freyas Mann zu werden und für immer mit ihr zusammen zu sein. Mit jedem Schritt, den Freya näherkam, wurde das Rascheln ihres atemberaubenden Kleides ein bisschen lauter. Es war bodenlang und schneeweiß, das Oberteil aus Spitze gefertigt und mit cremeweißen Perlen bestickt. Und dann begegneten sich unsere Blicke. Freya schaute mich an. Ihre Schritte wurden jetzt langsamer, ihr Blick flackerte und huschte von mir zu meinen Brüdern, die neben mir standen. Unsicher schaute sie schließlich zur Seite, bevor ihr Blick endlich zu mir zurückkehrte. Ein seltsames Gefühl beschlich mich, ich ahnte, dass etwas nicht stimmte. Und der Schleier der Angst senkte sich abermals über mich.

»Alles okay bei dir? Geht's dir gut?«, raunte ich, als Freya schließlich neben mir stehen blieb.

Angespannt schaute sie mir in die Augen, dann schüttelte sie plötzlich vorsichtig den Kopf.

»Es tut mir leid, Kane. Das musst du mir wirklich glauben«, stotterte sie.

Fragend starrte ich sie an. »Was ist denn los?«

»Ich kann das einfach nicht«, stieß Freya schließlich hervor. Sie ließ die Hand mit dem Brautstrauß sinken. »Das ist ein Fehler.« Schließlich fügte sie hinzu: »Ich kann dich nicht heiraten.«

Ihre Worte fühlten sich an, als würde mir jemand mit voller Wucht eine Faust in den Magen rammen. War das ihr Ernst? Hilflos starrte ich sie an und erkannte, dass es so war. Automatisch trat ich einen Schritt zurück. Meine Kehle fühlte sich wie ausge-

trocknet an. Das war also unser Ende. Dass es so weit kommen würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Freya schaute mich mit leerem Blick an. Dann machte sie kehrt und stürzte aus der Kirche, als wäre der Leibhaftige hinter ihr her. Ich konnte nicht denken und schon gar nicht begreifen, was hier gerade geschah. Ich konnte ihr nur hinterher schauen.

• • •

»Möchtest du reden?«

Langsam hob ich den Blick von der Flasche, die ich in der Hand hielt. Meine Finger umklammerten sie krampfhaft, aber ich hatte noch keinen Schluck von meinem Bier getrunken. Noch nicht einmal volllaufen lassen wollte ich mich. Langsam schüttelte ich den Kopf und musterte Tom, der jetzt neben Riley an meinem Verandageländer lehnte.

»Nach reden ist mir nicht gerade zumute.«

Tom zuckte hilflos mit den Schultern. »Nach betrinken wohl auch nicht. Ist besser so. Sich volllaufen zu lassen hat noch niemandem geholfen. Außerdem kommt Freya davon nicht zurück.«

Riley zog scharf die Luft ein und allein die Erwähnung von Freyas Namen versetzte mir einen heftigen Stich mitten ins Herz. Wenn ich überhaupt noch eines hatte. Im Moment fühlte es sich an, als hätte sie es mir aus der Brust gerissen und es mit ihren hochhackigen Schuhen zu Brei zerquetscht.

Dafür sollte ich sie wirklich hassen, dachte ich. Aber irgendwie konnte ich das nicht. Die Worte »enttäuscht« und »verletzt« trafen es am ehesten. »Am Boden zerstört« passte auch ganz hervorragend.

Tom biss sich auf die Lippen. »Sorry, ich weiß, wir wollten ihren Namen nicht mehr erwähnen. Das kommt nicht wieder vor,

versprochen.« Tom wirkte zerknirscht und Riley ratlos.

»Danke, dass ihr es unseren Gästen verklickert habt«, erwiderte ich tonlos. Einfach um irgendetwas zu sagen. Ich hätte es nicht fertiggebracht, mich vor die versammelte Meute zu stellen und meine Niederlage einzugestehen. Ich war daher ziemlich dankbar, dass Tom und Riley das übernommen hatten.

»Kein Problem. Jederzeit wieder«, gab Tom zurück und stolperte gleich ins nächste Fettnäpfchen.

»Oh Mann«, stöhnte Riley, »dein Feingefühl war auch schon besser. Reiß dich doch mal zusammen.«

»Das war nicht so gemeint«, erwiderte Tom und stieß einen leisen Fluch aus. Ich nahm es ihm nicht weiter übel und Riley im Grunde auch nicht.

»Jetzt kriegt euch mal wieder ein«, ging ich dazwischen, bevor die Situation noch zu einer handfesten Auseinandersetzung eskalierte.

Tom zögerte, doch dann fragte er: »Was hast du jetzt eigentlich vor?«

Ich dachte kurz über eine Antwort nach. Dann zuckte ich lustlos mit den Schultern.

»Keine Ahnung«, sagte ich ehrlich. »Wohl einfach weitermachen«, gab ich lahm von mir.

So war das eben. Hin und wieder passierten schlimme Dinge. Dinge, die einen vollkommen aus der Bahn warfen. Die Wunden hinterließen. Aber dann ging das Leben einfach weiter. »Ein Leben ohne Freya«, schoss es mir durch den Kopf. Und dieser Gedanke schmerzte brutal. Brutaler, als ich es meinen Brüdern oder irgendjemandem sonst gegenüber je zugegeben hätte.

Kapitel 2



Samantha

Die großen Terrassentüren meines Schlafzimmers waren weit geöffnet. Im lauen Wind blähten sich die bodenlangen weißen Gardinen. Es war ein heißer Tag in Los Angeles. Die Geräusche des Rasensprengers, gemischt mit dem Rascheln der Blätter, drangen leise durch die offenen Flügeltüren zu uns herauf.

Ich saß an meinem Schminktisch, auf einem mit weißem Leder bezogenen bequemen Drehhocker, betrachtete selbstkritisch mein Spiegelbild und war mir nicht sicher, ob ich mit dem, was ich sah, wirklich zufrieden war. Um ehrlich zu sein, hatte ich mir von meiner optischen Verwandlung ein bisschen mehr versprochen.

Amanda baute sich mit verschränkten Armen hinter mir auf. Unsere Blicke begegneten sich im Spiegel.

»Okay, was stört dich an deinem Aussehen?«, fragte meine beste Freundin, die nebenbei auch meine Stylistin war, während sie mit einer ihrer Schuhspitzen ungeduldig auf meinen weißen Parkettboden tippte.

Ich war eine absolute Perfektionistin und das wusste Amanda. Das musste ich sogar sein. Sonst hätte ich es nämlich nie dahin geschafft, wo ich heute war.

»Ich finde, ich sehe noch zu sehr wie Samantha Davenport, die berühmte Schauspielerin, aus. Oder was meinst du?«, antwor-

tete ich wahrheitsgemäß und berührte dabei nachdenklich eine Strähne meiner braunen Haare, die in langen Wellen über meine Schultern fielen. Und genau darin lag das Problem. Denn für die nächsten drei Monate wollte ich genau diese Person nicht mehr sein.

Amanda seufzte hinter mir leise auf. »Bist du dir wirklich sicher, dass das, was du vorhast, eine gute Idee ist?«

Ich nickte. Schließlich hatte ich schon weitaus verrücktere Dinge getan. Während ich Amanda meine ganze Aufmerksamkeit schenkte, gab ich zurück: »Und ob. Um ehrlich zu sein, kann ich es gar nicht erwarten, endlich in dieses neue, aufregende Abenteuer zu starten.«

Ich grinste wie ein Honigkuchenpferd, als ich an die Herausforderungen dachte, die mich erwarteten. Bei diesem Gedanken erhob ich mich schließlich und ging zum Fenster auf der Westseite. Von hier aus hatte ich einen perfekten Blick hinaus in meinen üppig bepflanzten Garten. Seit nun fast fünf Jahren lebte ich hier, in meiner wunderschönen großen weißen Villa inmitten dieser bewachten exklusiven Wohnanlage in Los Angeles, und mein Anwesen glich einem Hochsicherheitstrakt. Niemand kam ohne das Wissen meiner Bodyguards und des Sicherheitspersonals rein oder raus. Es sei denn, ich gestattete es höchstpersönlich. Es war ein gut behütetes Leben, das ich führte. Aber es war auch ein Leben in einem Käfig. In einem goldenen zwar, aber ein Käfig blieb eben ein Käfig. Und niemand, der nicht selbst berühmt war, konnte nachvollziehen, wie es sich anfühlte, nicht einen Schritt in der Öffentlichkeit tun zu können, ohne ständig von Paparazzi verfolgt und fotografiert zu werden. Keine Restaurantbesuche ohne ein Foto in der Zeitung oder im Internet am nächsten Tag. Kein Joggen in einem öffentlichen Park, ohne abgeleuchtet zu werden. Nirgendwo konnte ich mich wirklich frei bewe-

gen und deshalb fieberte ich meinem neuen Abenteuer so glühend entgegen. Denn dann würde ich all diese und noch viele weitere Dinge völlig unbehelligt tun können, und darauf freute ich mich wahnsinnig. Was mich wohl erwartete? Ich lernte gerne neue Menschen kennen und stellte mich immer wieder neuen Herausforderungen. Für mich gab es kaum etwas Schöneres.

»Was halten deine Eltern eigentlich von deiner Idee?«, wollte Amanda wissen und begann, ungeduldig in meinem großzügigen Schlafzimmer auf- und abzulaufen. Das tat sie immer, wenn sie nervös wurde. Allerdings hatte sie wenig Grund dazu, schließlich war ich diejenige, die sich auf dieses waghalsige Abenteuer einließ.

»Mom hat ihren neuesten Roman endlich fertig geschrieben und ist den ganzen Sommer über auf großer Lesungstour quer durch die Staaten, um ihn zu promoten, und Dad ist seit Wochen nur noch mit der Eröffnung seiner neuen Galerie in Washington beschäftigt.«

Meine Eltern und ich standen uns nicht besonders nahe. Im Sommer bekamen wir uns kaum zu Gesicht. Das änderte sich allerdings meist im Herbst und im Winter. Zumindest Weihnachten verbrachten wir jedes Jahr gemeinsam, in ihrem Haus in den Hamptons. Das war Tradition.

»Der Einzige, der von meiner Idee so gar nicht begeistert ist, ist übrigens Rodney«, berichtete ich Amanda weiter, woraufhin sie schmunzeln musste. Mit meinen Ideen brachte ich ihn regelmäßig an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. Rodney war mein Manager, seit ich meine erste kleine Nebenrolle in einer Fernsehserie hatte.

Abermals seufzte Amanda leise auf und ließ sich dann auf den weißen Lederhocker sinken, auf dem ich vor ein paar Minuten noch gesessen hatte.

»Nun gut«, gab sie schließlich zurück. »Das, was du jetzt vorhast, ist immer noch besser, als sich wie damals für ein Vierteljahr inkognito in eine Psychiatrie einweisen zu lassen.«

Ich lachte laut auf, als ich an diese Zeit zurückdachte. »Das stimmt, diese Erfahrung war wirklich beängstigend. Aber das ist für mich nun mal der beste Weg, um mich auf eine neue Rolle vorzubereiten. Und bitte denke daran, der Film hat mir damals immerhin einen Oscar eingebracht. Also hat sich die Anstrengung gelohnt. Und ich hoffe, dass es sich dieses Mal auch auszahlen wird.«

Amandas rot geschminkte Lippen verzogen sich zu einem breiten Lächeln. »Von der Seite betrachtet, ist es wohl wirklich weniger dramatisch, Mist zu schaufeln, anstatt sich mit psychisch Kranken einsperren zu lassen.«

»Recht hast du. Und wenn mein Plan funktionieren soll, musst du mir einfach helfen. Du weißt, dass mich niemand erkennen darf. Die Leute verhalten sich seltsam, sobald sie bemerken, dass ich Samantha Davenport bin. Und dann kann ich auf dieser Ranch nicht das lernen, was ich für meine nächste Filmrolle brauche.«

Amanda nickte erneut. »Geht klar, schließlich will ich nicht dafür verantwortlich sein, dass dir eine Oscar-Nominierung durch die Lappen geht.«

Jetzt war es an mir zu lächeln. »Dann sind wir uns einig. Irgendwelche Ideen, wie ich mich optisch so verändern kann, dass es unmöglich ist, mich zu erkennen?«

Amanda legte den Kopf schief und betrachtete mich nachdenklich. »Lass mich kurz überlegen.«

Dann hellte sich ihre Miene auf und ihre Augen begannen zu leuchten. Enthusiastisch sagte sie: »Das lässt sich alles machen. Die Frage ist nur – wie weit bist du bereit zu gehen?«

Sie tippte mir mit dem Zeigefinger auf die Brust. Ich musterte meine beste Freundin eindringlich und überlegte, was sie mit diesen Worten im Sinn hatte. Bis jetzt hatte ich mich immer auf Amanda verlassen können und ich war mir sicher, dass sie mich auch diesmal nicht enttäuschen würde.

»Ich bin bereit, mich auf alles einzulassen. Also, was schwebt dir vor?«

Amanda nickte zufrieden. Sie liebte ihren Job und vor allem liebte sie die große Veränderung. Ich war es natürlich gewohnt, mich für meine Rollen immer wieder zu verwandeln, in neue Charaktere zu schlüpfen und mich auszuprobieren. Und trotzdem konnte ich nicht verhindern, dass nun kribbelnde Aufregung in mir aufstieg, und genoss das Gefühl der Vorfreude in vollen Zügen.

»Wunderbar. Dann lass uns anfangen. Ich habe schon ein paar ganz tolle Ideen«, versprach Amanda und strahlte dabei übers ganze Gesicht, als sie fortfuhr: »Ein veränderter Kleidungsstil und ein bisschen mehr Make-up reichen tatsächlich nicht aus, um dich in eine andere Person zu verwandeln. Was du brauchst, sind auf jeden Fall Kontaktlinsen.« Das stimmte, es war erstaunlich, wie anders man aussah, wenn man nur die Augenfarbe wechselte. Amanda machte eine kurze Pause. »Und du brauchst definitiv einen neuen Haarschnitt mitsamt neuer Haarfarbe, versteht sich.«

»Ich soll mich von meiner langen braunen Mähne trennen?«, fragte ich erschrocken, setzte jedoch kurz darauf nachdenklich hinzu: »Für die anstehenden Dreharbeiten dürfte die Veränderung zumindest kein Problem darstellen. Soweit mir bekannt ist, werde ich eine Perücke tragen oder zumindest Extensions bekommen.«

»Das klingt super, dann steht einem Umstyling ja nichts mehr

im Weg.«

Ich dachte kurz über Amandas Vorschlag nach, und stimmte dann spontan zu.

»Ich vertraue dir voll und ganz. Du hast freie Hand«, sagte ich tapfer. Obwohl mir allein beim Gedanken, etwas von meiner Haarpracht zu opfern, das Herz blutete. Aber ich wusste auch, was ich wollte. Und ich wollte mich auf meine neue Filmrolle optimal vorbereiten. Amanda stand vom Hocker auf und tauschte nun mit mir wieder den Platz.

»Bist du bereit?«, fragte sie schließlich lächelnd, als sie wieder hinter mir stand. Sie konnte es gar nicht erwarten, ihre Schere zu zücken. Ich atmete tief durch, während sich unsere Blicke abermals im Spiegel begegneten.

Ich nickte fest. »Ja, ich bin bereit«, gab ich zurück und ließ mich mit Haut und Haar auf dieses neue Abenteuer ein.

...

Einige Tage später, an einem frühen Samstagmorgen, startete ich in mein neues Abenteuer. Mein Reisegepäck hatte ich auf das Nötigste beschränkt und es bestand nur aus einem einzigen braunen abgenutzten Koffer, den ich auf die Rückbank meines roten Ford Mustang warf.

Amanda stand mit verschränkten Armen neben meinem Auto. Mehrmals hatte sie mir von dieser Reise abgeraten, aber ich war hartnäckig geblieben und hatte darauf bestanden, diesen Roadtrip zu machen. Und heute ging es endlich los.

»Du meldest dich spätestens alle zwei Tage«, bat Amanda, »sonst komme ich um vor Sorge.«

Ich lachte. »Du bist doch sonst nicht so ängstlich«, zog ich sie auf und fügte dann versöhnlich hinzu: »Das werde ich. Verlass

dich darauf.«

Amanda nickte verkniffen. Aber dann zog sie mich in eine feste Umarmung. »Pass auf dich auf«, flüsterte sie und ich nickte.

»Aber natürlich«, erwiderte ich. »Mach dir keinen Kopf. Das wird super.«

Leider konnten sie meine Worte nicht überzeugen. Vorsichtig machte ich mich von Amanda los und stieg schließlich ein. Ich schlug die Tür hinter mir zu und einen Augenblick später heulte der Motor auf. Ich winkte Amanda zum Abschied, dann öffnete ich mit der Fernbedienung die großen schweren Tore meiner Einfahrt und fuhr hinaus auf die Straße.

In den folgenden Tagen durchquerte ich zwei Zeitzonen und drei Bundesstaaten. Ich schlief in billigen Motels und aß in Diners, bevor ich endlich die Grenze zu Montana überfuhr. Und das Beste an dieser Reise war, dass niemand mich erkannte. Niemand warf mir neugierige Blicke zu oder stellte aufdringliche Fragen. Keine Autogrammjäger und keine Paparazzi, die mir bei jeder Gelegenheit auflauerten. Ich war eine Frau, die mit einem roten Mustang Cabriolet unterwegs war und sonst nichts. Und das fühlte sich einfach herrlich an.

Mein Enthusiasmus bekam allerdings einen gehörigen Dämpfer, als ich eines schönen Tages auf einer Straße im absoluten Nirgendwo liegen blieb. Leise fluchend schlug ich mit der flachen Hand aufs Lenkrad, während ich das Auto langsam an den Straßenrand steuerte. Dampf quoll zischend unter der Motorhaube hervor. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ich stellte den Schaltknüppel auf Parken und stieg aus, um einen Blick unter die Haube zu werfen. Ich drückte den Deckel nach oben und noch mehr Dampf stieg auf. Reflexartig sprang ich einen Schritt zurück und startete dann ratlos meinen Wagen an. Vor Frust hätte ich am

liebsten gegen die Karosserie getreten. Der Tag fing ja schon mal ganz toll an.

Dass ich allein nichts ausrichten konnte, war mir klar. Daher kramte ich mein Handy aus der Tasche, um Hilfe zu rufen. Prima! Nach einem kurzen Blick aufs Display musste ich zu meiner Frustration feststellen, dass ich keinen Empfang hatte. Wütend warf ich mein Telefon auf den Sitz zurück. Und was sollte ich jetzt tun? Hilflos blickte ich mich in alle Richtungen um und sah nichts als Einöde. Hier war keine Menschenseele. Und da ich mich nicht mehr auf der Hauptstraße befand, durfte ich auch nicht in absehbarer Zeit auf Rettung hoffen. Mieser konnte der Tag nun wirklich nicht weitergehen.

Kapitel 3



Kane

Es war heiß an diesem Vormittag und die Sonne brannte bereits jetzt erbarmungslos vom wolkenlosen Himmel herab. Roger, einer meiner Mitarbeiter, hatte mir gestern nach Feierabend berichtet, dass die Zäune rund um die Südkoppeln von Löchern übersät seien. Das Problem wollte ich mir nun selbst anschauen. Daher hatte ich heute früh als erstes Oscar gesattelt und war losgeritten, um die Weidezäune zu checken. Und tatsächlich, Roger hatte nicht übertrieben. In den Zäunen klafften tatsächlich ein paar ordentliche Löcher, die dringend repariert werden mussten. Ich hatte es seit dem Kauf der Ranch noch immer nicht geschafft, alle alten Zäune durch neue zu ersetzen. Viele waren mittlerweile derart marode, dass wir in letzter Zeit immer häufiger damit beschäftigt waren, die Löcher zu flicken. Draht war teuer und ich konnte es mir leider im Moment nicht leisten, alle Zäune auf einmal zu erneuern. Ärgerlich besah ich den Schaden und zog mir dann mein Basecap ein bisschen tiefer in die Stirn, um mich vor der brütend heißen Sonne zu schützen. Schließlich spornte ich Oscar zu einem leichten Galopp an, denn ich wollte mir nun auch noch die anderen Weidezäune anschauen und prüfen, in welchem Zustand sie sich befanden. Deshalb ritt ich weiter, immer über meine satten grünen Weideflächen und Koppeln hinweg, und schließlich trabte Oscar eine kleine Anhöhe hinauf. Nach allen

Seiten schaute ich mich um. Auch hier entdeckte ich ein paar vereinzelte Löcher. Aber der Schaden war bei Weitem nicht so immens wie auf den Südkoppeln. Ich ließ meinen Blick über einen Teil meiner weitläufigen Ländereien schweifen, dann stutzte ich.

Was zum Teufel war denn da los? Ich gab Oscar die Sporen und ritt zu dem roten Mustang Cabriolet, das am Straßenrand geparkt stand.

Langsam näherte ich mich dem Auto. Oscar tänzelte und ich klopfte ihm beruhigend auf sein braunes glänzendes Fell.

»Ganz ruhig, mein Junge«, raunte ich, zog am Zügel und brachte mein Pferd damit zum Stehen.

Verwundert starrte ich den braunen Stetson an, den sich die Fahrerin tief ins Gesicht gezogen hatte und unter dessen Hutkrempe blonde Haare hervorlugten. Sie lümmelte völlig relaxt auf dem weit nach hinten geschobenen Fahrersitz, die langen Beine lagen ausgestreckt auf dem Armaturenbrett. Sie trug abgeschnittene Jeans, ein kariertes Hemd und abgewetzte braune Cowboystiefel.

Ich überlegte, einfach wegzureiten. Die Fremde würde schon irgendwann weiterziehen. Aber dann starrte ich zum wolkenlosen Himmel hinauf. Dass sie schlief war eindeutig, und wenn sie noch lange hier lag, würde sie mit Sicherheit einen Sonnenstich bekommen. Außerdem befand sie sich auf meinem Land und ich hatte was dagegen, dass sich Fremde hier herumtrieben.

»Hey, wachen Sie auf«, sprach ich sie an und erhielt nicht die geringste Reaktion. Ich versuchte es erneut, lauter diesmal. Aber wieder keine Reaktion ihrerseits. Ärgerlich stieg ich vom Pferd und behielt dabei die Zügel locker in der Hand.

Ich berührte sie an der Schulter, schüttelte sie leicht und sagte abermals, ein bisschen ungehaltener inzwischen, »Miss, wachen

Sie auf!«

Und tatsächlich, die Fremde regte sich langsam. Ihre Augenlider flatterten, sie streckte sich gemächlich im Ledersitz aus, noch bevor sie ihre Augen richtig öffnete. Unter dem großen Stetson blickten mich jetzt zwei blaugraue Augen an. Sie biss sich leicht auf die Unterlippe, sah sich kurz um, als müsste sie sich erst wieder daran erinnern, wo sie eigentlich war. Dann lächelte sie. Ein breites Lächeln, fast schon ein Grinsen, das ihre Augen auf wunderbare Weise strahlen ließ und eine Reihe leuchtend weißer Zähne entblößte.

Sie war wirklich hübsch, schoss es mir durch den Kopf und mir wurde es auf einmal ganz eng in der Brust. Schnell richtete ich mich auf und brachte genügend Abstand zwischen uns beide. Irgendwie war ich ihr gerade ziemlich nah auf die Pelle gerückt. Das schien sie allerdings nicht im Geringsten zu stören. Sie streckte sich abermals, hörte dabei nicht auf zu lächeln.

»Oh Mann, dann muss ich wohl eingeschlafen sein«, stellte sie fest und wirkte fast ein bisschen überrascht.

»Sieht ganz danach aus«, gab ich knapp zurück und fragte dann: »Was wollen Sie hier?«

Ich musste endlich weiter, denn ich hatte viel zu tun und konnte es mir nicht leisten, den ganzen Tag zu verträdeln.

Sie nahm die langen schlanken Beine vom Armaturenbrett, richtete sich auf und blickte mich dabei unverwandt an.

»Leider habe ich eine Panne«, erklärte sie dann und schickte sich an, die Fahrertür zu öffnen. »Plötzlich begann es unter der Motorhaube herauszuqualmen.«

Automatisch warf ich einen kurzen Blick auf die geöffnete Motorhaube.

»Und da es hier nirgendwo Handyempfang zu geben scheint«, fuhr sie fort, »blieb mir also nichts anderes übrig, als auf meinen

Retter in der Not zu warten.« Sie lächelte wieder. »Und Gott sei Dank, Sie sind endlich da.«

Die Fremde stieg aus und ließ mich dabei nicht aus den Augen, stattdessen musterte sie mich eingehend. Ein Funkeln ließ ihre Augen aufleuchten. »Und wow, ich habe Glück. Ein richtig Hübscher noch dazu.«

Vor Überraschung riss ich die Augen auf. »Flirten Sie etwa mit mir?«, stieß ich perplex hervor. Mein Kommentar ließ sie laut auflachen. »Sieht ganz so aus. Aber ich wollte Ihnen keine Angst machen. Wenn ich Ihr Handy benutzen darf, um Hilfe zu rufen, lasse ich Sie auch schon in Ruhe.«

Ich fühlte mich augenblicklich wie ein Idiot. War ich so dermaßen aus der Übung, was den Umgang mit Frauen anging? Ich dachte kurz an Freya, und die Enttäuschung und die Wut wollten wieder in mir emporsteigen. Schnell verdrängte ich den Gedanken an meine Ex-Verlobte. Das war nicht der passende Moment, um über Freya und unsere gescheiterte Beziehung nachzudenken. Wir hatten uns seit dem verhängnisvollen Moment in der Kirche nicht mehr gesehen und ich wollte, dass das auch so blieb. Mit Freya war ich ein für allemal fertig.

»Kann ich Ihr Handy jetzt haben?«, hakte die Fremde nach und riss mich aus meinen Gedanken.

»Ja klar«, stammelte ich verlegen und fühlte mich wieder wie ein Idiot. Oscar hatte sich derweil nicht vom Fleck gerührt und war ganz brav neben dem roten Mustang stehen geblieben. Jetzt drehte ich mich zu ihm um und holte das Satellitentelefon aus einer der beiden Satteltaschen.

»Sie fahren übrigens ein tolles Auto«, meinte ich, während ich Rogers Durchwahl wählte und mir dann das Telefon ans Ohr hielt.

Sie lehnte sich locker an die Karosserie und behielt mich

genau im Blick. »Der Wagen ist ein Erbstück meines Großvaters. Leider ist er nicht mehr ganz so gut in Schuss, wie er sein sollte.«

Aufrichtiges Bedauern schwang in ihrer Stimme mit. Doch dann zuckte sie kurz mit den Schultern. »Leider verstehe ich nicht viel von Autos. Sonst würde ich die Kiste besser behandeln.«

Ich schaute sie an, während ich dem Freizeichen lauschte, dann ging Roger endlich ans Telefon.

»Was gibt's, Boss?«, erklang seine Stimme am anderen Ende der Leitung. Er klang abgekämpft.

»Ich brauche deine Hilfe«, erklärte ich knapp und vernahm ein leises Schnaufen seinerseits.

Ohne auf Rogers Antwort zu warten, wies ich ihn an. »Ich brauche Kühlwasser und bring am besten gleich Motoröl mit. Auf der Straße nach Riverside, gleich hinter der großen Abzweigung, steht ein roter Ford Mustang am Straßenrand. Du kannst ihn gar nicht verfehlen.«

Nach einer kurzen Pause erwiderte er: »Geht klar, Boss. Das dauert aber ein Weilchen. Ich bin immer noch auf der Weide, die an den Nationalpark grenzt. Die Zäune sehen schrecklich aus. Die wieder zu flicken, wird eine Heidenarbeit werden.«

Ich unterdrückte einen Fluch. Das fehlte mir gerade noch. Schließlich hatte ich selbst gerade genügend Löcher entdeckt, die dringend repariert werden mussten. Sonst würden meine Rinder noch ausbüxen.

»Das erledigen wir zusammen«, sagte ich, weil ich wusste, dass die Arbeit für einen allein kaum zu schaffen war.

»Von mir aus gerne«, erwiderte Roger. »Allerdings habe ich noch eine schlechte Nachricht. Wir haben kaum noch Draht.«

Ich seufzte. Wenn es Probleme gab, kamen sie immer auf einmal.

»Sobald ich wieder auf der Ranch bin, bestelle ich welchen.

Bis zur Lieferung müssen wir allerdings irgendwie auskommen.«

»Okay, das sollten wir hinkriegen«, erwiderte Roger schnaufend. »Dann reite ich jetzt zurück zum Haus und mache mich so schnell wie möglich auf den Weg.«

»Gut, ich danke dir. Bis gleich.«

Roger murmelte eine knappe Verabschiedung, dann war die Leitung tot und ich nahm das Telefon vom Ohr. Die Fremde hatte mich während des Gesprächs kaum aus den Augen gelassen.

»Einer meiner Mitarbeiter, sein Name ist Roger, ist auf den Weg hierher und kümmert sich um Ihren Wagen. Allerdings wird es eine Weile dauern, bis er hier sein kann. Die Ranch ist groß und momentan ist er ziemlich beschäftigt.«

Sie nickte. »Dann warte ich solange hier. Das ist gar kein Problem. Schließlich habe ich gerade sehr nette Gesellschaft.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und lenkte damit ungewollt meinen Blick auf ihr Dekolleté. Unter dem Ausschnitt ihres karierten Hemdes blitzte ein schwarzes Top hervor. Ich sah schnell weg und mein Blick kehrte zu ihrem Gesicht zurück. Geräuschvoll atmete ich aus.

»Wenn Sie mich damit meinen, muss ich Sie leider enttäuschen. Ich muss weiter, ich habe noch eine Menge Arbeit vor mir.«

»Schade«, sagte sie gedehnt und ihr Lächeln ließ ein bisschen nach. Ich drehte mich um und ging die zwei Schritte zu Oscar zurück. Während ich in den Sattel stieg, warf ich der Fremden noch einen letzten Blick zu.

»Es war nett, Sie kennenzulernen«, sagte ich und tippte mir zum Abschied an mein Basecap, während ich ihr kurz zunickte.

Das Lächeln kehrte auf ihr Gesicht zurück.

»Finde ich auch«, erwiderte sie. »Ich heiße übrigens Samantha Stewart. Verraten Sie mir vielleicht auch noch Ihren Namen?«

»Kane Sullivan«, entgegnete ich. Nicht, dass wir uns je wie-

dersehen würden. Was fast ein bisschen schade war. Aber dann schüttelte ich über diesen verrückten Gedanken leicht den Kopf. Nein, es war besser so. Frauen machten einem doch nur Schere-reien. Mir zumindest.

Ich gab Oscar die Sporen, zog am Zügel und mein Pferd machte kehrt und verfiel kurz darauf in einen leichten Galopp. Ich sah lieber zu, dass ich schnell hier wegkam. Die Frau brachte mit Sicherheit Ärger war das Letzte, was ich dachte, bevor ich mich wieder meinen eigenen Problemen widmete.

Mehr unter <https://forever.ullstein.de/>